



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

x: Politische Rundschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Politische Rundschau.

(Die innere Lage Frankreichs.)

X Leipzig, Mitte October.

„Wir wissen selbst nicht, was wir mit uns anfangen sollen.“ Mit diesem wunderlichen Bekenntniß beginnt die October-Rundschau der Revue des deux mondes ihre Besprechung der gegenwärtigen europäischen Situation. Wer nur einige Tage lang französische Octoberluft vom Jahre 1867 einzuathmen Gelegenheit gehabt hat, wird einräumen, daß dieser Ausspruch in der That das Geheimniß der gegenwärtigen Lage Frankreichs mit merkwürdiger Prägnanz zusammenfaßt, und daß die Rathlosigkeit, von welcher derselbe Zeugniß ablegt, dem aufmerksamen wie dem unaufmerksamen Beobachter französischer Zustände der Gegenwart auf Schritt und Tritt begegnet. Das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland ist begreiflicher Weise der Hauptgegenstand der pariser Berichte, welche unsere deutschen Zeitungen ausfüllen, und wer ein Journal der Hauptstadt des Westens zur Hand nimmt, sieht dasselbe zunächst darauf an, ob es freundlich oder feindlich über die Dinge urtheilt, welche sich diesseit des Rheins vollziehen, ob Krieg oder Frieden die Lösung des nächsten Frühjahrs sein werde. Und dennoch scheint uns, als habe die Frage nach der Stimmung, welche Frankreich seinen Nachbarn gegenüber hegt, ein bloß untergeordnetes Interesse im Vergleich zu der Frage nach dem Verhältniß der französischen Nation zu sich selbst. Wohl versteht es sich von selbst, daß dem deutschen Patrioten an Frankreich für den Augenblick nichts wichtiger ist, als sein Verhältniß zu Deutschland; die Zeiten sind vorüber, in denen der Deutsche als philosophirender Allweltsmann die Dinge „rein objectiv“, von einem „höhern Standpunkt“ ansah und weil er daheim nichts zu verlieren hatte, nicht darnach zu fragen brauchte, welche seiner eigenen Interessen bei einer Veränderung der Weltlage ins Spiel kommen könnten. Nichts desto weniger glauben wir, daß die Frage nach Frankreichs nächster Zukunft falsch gestellt ist, wenn man sie in die Alternative: „Krieg oder Frieden mit Deutschland“ zusammenfaßt. Ein mal läßt sich für uns von den französischen Zuständen der Gegenwart, auch abgesehen von des dritten Napoleon nächsten Entschließungen, außerordentlich viel lernen und zweitens wird die Frage, ob Frankreich mit sich selbst Frieden schließen und zur Ruhe kommen wird, zugleich dafür entscheidend sein, ob die Adler des zweiten Kaiserreichs über den Rhein getragen werden oder zu Hause bleiben.

Die Phrase „auswärtiger Krieg oder innere Freiheit“ ist unzählige Male wiederholt worden. Daß diese Alternative so frech und offen aufgestellt

werden konnte, wie es seit den letzten sieben Monaten geschehen, darin liegt der eigentliche Jammer der gegenwärtigen Lage des französischen Volks. Es ist wohl auch sonst vorgekommen, daß ein ehrgeiziger Staatsmann die Blicke seiner Nation von inneren auf äußere Händel abzulenken versuchte, daß er mit seinen Vertrauten darüber rathschlugte, welcher der genannten beiden Wege am schnellsten und sichersten zu dem Ziel der Wiederherstellung erschütterter Machtstellung führen werde: Dafür, daß ein großes Culturvolk bei hellem, lichtem Tage darüber discutirt, ob es sich durch den Ueberfall eines Nachbarn für den Mangel eigenen Behagens schadlos halten solle oder nicht, — dafür wird schwerlich ein Beispiel aus der neuern oder ältern Geschichte herangezogen werden können. Die Voraussetzung von Erwägungen dieser Art ist nicht nur ein tiefer sittlicher Verfall, sondern auch die Erkenntniß desselben und zugleich die Einsicht in die Unmöglichkeit einer Wiedergeburt aus eigener Kraft. Sehen wir näher zu, so werden wir finden, daß die Verzweilung oder doch der Zweifel an der eigenen Fähigkeit, ein auf politische Freiheit gegründetes Staatswesen dauernd zu ertragen, der eigentliche Grund des tiefen Unbehagens ist, das seit Jahresfrist an dem Mark der französischen Nation zehrt. Dieser Satz wird sich bestätigen, mag man behufs einer Orientirung über die gegenwärtige Volksstimmung bei Blättern des Empire oder der Opposition, bei der France, dem Constitutionel und der Patrie oder bei den Debats und dem Temps anfragen; bekommt man überhaupt eine Antwort, so wird dieselbe wenig von dem Focadeschen Wort verschieden sein, das wir an die Spitze dieser Betrachtung stellen: Politiquement nous sommes un peuple qui ne sait point ce qu'il a à faire.

Fangen wir mit unserer Rundfrage bei den wirklichen Politikern und zwar bei den Imperialisten der Kriegspartei an. Diese, so hat es den Anschein, wissen allerdings was zu thun ist: sie wollen los schlagen und glauben dadurch alle inneren Schwierigkeiten zum Schweigen zu bringen. Auf diese Partei wird aber, wie uns scheint, sehr wenig ankommen. Einmal ist die Menge Derer, die einen Krieg wollen, durchaus nicht mit der Zahl Jener identisch, die nur Krieg wollen, und zweitens sind die Kriegsfreunde à tout prix die Leute, welche die gegenwärtige Regierung am wenigsten fürchtet. Wer den Krieg nur will, um die Schreier im Lande zur Ruhe zu bringen, der beweist dadurch, daß ihm die Erhaltung des zweiten Empire der letzte Zweck ist, daß er für seine Person allenfalls auch ohne Krieg mit dem gegenwärtigen Stande der öffentlichen Angelegenheiten zufrieden ist. Die Besorgniß wegen der wachsenden Verstimmung des Volks gegen die Regierung ist neben der nationalen Eitelkeit das Hauptmotiv zu dem soldatischen Lärm, der in der Gazette de France und in Blättern ähnlicher Farbe geschlagen wird. Die besseren Köpfe unter den Gliedern der Kriegspartei sehen eine auswärtige Verwicklung bloß als Palliativ an

und wollen zu diesem greifen, weil sie sich von anderen Mitteln noch weniger Effect versprechen und weil sie aus Erfahrung wissen, daß der Ruhm einiger gewonnenen Schlachten ihre Existenz mindestens auf ein halbes Jahrzehnt weiter fristet. Die friedlich-liberalen Imperialisten der dynastischen Opposition sehen weiter; sie verlangen eine Erweiterung der Volksfreiheit, weil sie von dieser eine dauerndere Unterstützung des herrschenden Systems hoffen, als von einem Kriege und weil sie den Wankelmuth der Schlachtengöttin fürchten.

Mit dem Glauben an die Möglichkeit einer freiheitlichen Entwicklung ist es aber auch in diesen Kreisen nicht weit her. Sie erstreben die Freiheit nur als Mittel zum Zweck. Sie wissen so genau, daß ein wahrhaft parlamentarisches Regiment über kurz oder lang zu einem Umsturz der bestehenden Ordnung führen würde, daß ihre Wünsche sich auf das bescheidenste Maß des Erreichbaren beschränken und sich im wesentlichen zufrieden geben, wenn der Volksvertretung die Möglichkeit geboten wird, künftig compromittirende Mißgriffe von der Art der mexikanischen Expedition und der Experimente mit dem Credit mobilier zu verhüten. In der Wahl ihrer Mittel von den Männern der Kriegspartei verschieden, sind diese Politiker bezüglich ihrer letzten Zwecke mit Jenen im Großen und Ganzen einig; auch ihre Politik lebt von der Hand in den Mund und steht wenig über den kommenden Morgen hinaus. Einen wahrhaft gesunden Volkszustand herbeizuführen sind beide Fractionen der kaiserlichen Anhängerschaft außer Stande, ja sie sehen es auf einen solchen nicht einmal ab. In ihren Augen ist das Volk eben nichts mehr als ein vielköpfiges Ungeheuer, das auf irgend welchem Wege zur Ruhe gebracht werden muß, mit dem sich auf die Dauer aber nichts anfangen läßt und das eigentlich nur dazu da ist, das herrschende System und das Behagen derer, die sich auf dieses System gestützt haben, zu erhalten. Der gemeinsame Familienzug beider Gattungen von „öffentlichen Charakteren“ ist eine kalte egoistische Blasirtheit, die mit allem politischen Idealismus, mit allem Glauben an zu erreichende sittliche Zwecke längst abgeschlossen hat; die einzelnen Schwärmer, die sich unter ihnen finden, fühlen entweder das Bedürfniß der Aufregung durch Krieg, Kriegsgeschrei und kriegerisch-patriotische Phrasen, oder sie glauben, das Quentchen Freiheit, das mit dem Imperialismus verträglich ist, werde dazu hinreichen, em Leben der Nation eine edlere Richtung zu geben und von den herrschenden Classen den Koth abzustreifen, der an denselben klebt. Ist in diesen Kreisen davon die Rede, „was mit dem französischen Volk anzufangen sei“, so lautet der selbständige Nachsatz „damit das Kaiserthum und seine Freunde im Regiment bleiben.“ Davon, mit dem Volk etwas um des Volkes willen anzufangen, denken beide Fractionen nicht. Ganz anders sieht es bei der Opposition, bei den Männern aus, welche den gegenwärtigen Zustand als einen Schaden, als ein sittliches Uebel empfinden. Man hat sich bei uns seit den letzten Debatten im

Corps législatif daran gewöhnt, in den Stimmführern dieser Opposition die eigentlichen Feinde der deutschen Sache zu sehen und sie als solche zu verurtheilen. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Verzweiflung an einem friedlichen Ausweg aus dem bestehenden Zustande in Orleanistischen Kreisen vielfach zu kriegerischen Gelüsten geführt hat, so thäte man doch Unrecht, wollte man die Thiers, Glaize, Favre und deren auswärtige Politik allein nach ihren Reden über die deutsche Frage beurtheilen. Man darf nicht vergessen, daß es sich in diesen Reden nicht sowohl um die deutschen Dinge selbst, als um deren Behandlung durch die französische Regierung handelte, und daß es den Oppositionsmännern darauf ankam, die Angriffspunkte, welche diese Regierung ihnen geboten, mochten dieselben diesseit oder jenseit des Rheines liegen, um jeden Preis auszunutzen. Die Spitze ihrer Angriffe war nicht gegen Preußen, sondern gegen die französischen Förderer der preussischen Sache gerichtet. Während es sich im imperialistischen Lager bei den Fragen der innern und äußern Politik mögen sie kriegerisch oder friedlich beleuchtet werden, immer nur darum handelt, was der gegenwärtigen Regierung frommen könne, während die Ausdrücke Frankreich und die französische Nation hier nichts weiter sind, als Euphemismen für „den Kaiser“ und „das Kaiserreich“, glauben die Männer der republicanischen und orleanistischen Opposition wirklich noch an das Volk, welches sie vertreten, ist es ihnen ernsthaft um Vaterland und Mitbürger zu thun. Freilich reicht auch dieser Glaube nicht weit. Beide Fractionen, die orleanistische wie die republikanische vertreten im Grunde ein und dieselbe Schichte der Gesellschaft: Die Bourgeoise. Die eigentliche Demokratie hat sich so vollständig ausgewirthschaftet, daß von ihr als einer Partei der Freiheit kaum mehr die Rede sein kann; in der Gefolgschaft des kaiserl. Veters ziemlich zahlreich vertreten, repräsentirt sie eine besondere Spielart des Imperialismus. Der Bund, den das Kaiserthum mit dem vierten Stande geschlossen und dessen Unkosten die Bourgeoise getragen, hat die Franzosen längst darüber belehrt, was es mit dem souveränen Volk eigentlich auf sich habe. Im Namen der Masse und des Massenwillens, im Namen der sogenannten arbeitenden Classen kann die Fahne der Freiheit heute nicht mehr erhoben werden; mag auch hie und da bis in die Kreise der Duvriers und ihrer uniformirten Brüder Unzufriedenheit mit einer Regierung gedrungen sein, die sich von Herrn v. Bismarck übertölpeln ließ und die Schmach der mexicanischen Tragödie herbeiführte — so lange der Baron Hausmann noch abtragen und bauen läßt, wird der Blousenmann schwerlich zur Flinte greifen und bis all die endlosen Häuserreihen, die abgebrochen werden sollen, durch neue ersetzt sind, kann noch manches Jahr vergehen. Nicht im Namen der souveränen Masse, die man bisher das Volk von Paris nannte, wird dem Kaiserthum der Krieg erklärt, sondern im Namen einer höhern Souveränität, der des Sittengesetzes und der wirklichen fran-

zöfischen Volksehre. Das alte Frankreich der fleißigen und ehrbaren Bürger ist noch nicht ganz untergegangen und was von diesem übriggeblieben, strömt in immer wachsender Fluth in das Lager der Opposition. Die Unzufriedenheit, welche heute die französischen Staatsmänner aus ihrer Ruhe ausstört und in ihren weiteren Wirkungen den Frieden des Welttheils gefährdet, ist wesentlich verschieden von jener krampfhaften einer fliegenden Fieberhitze vergleichbaren Unruhe, welche dem Verbote der Reformbankette folgte; sie ist ihrem Wesen nach ein tiefgewurzelter sittlicher Unwille über eine Regierung, die von der Demoralisation des Volkes lebt. Der angebliche Verlust der europäischen Machtstellung Frankreichs zufolge der preussischen Siege vom Sommer 1866 ist allerdings die Veranlassung zu dem Erwachen des französischen Selbstgefühls gewesen; fällt aber nicht mit dem Aerger um den Verlust dieses Selbstgefühls und mit der bloßen Nationaleitelkeit zusammen. — Hat man Gelegenheit mit wirklich gebildeten, sittlich ernstern Franzosen in Berührung zu kommen, so wird man sich leicht davon überzeugen, daß die glorreiche Erhebung des deutschen und preussischen Nationalgefühls, das Bild der Concentration Deutschlands um eine große, würdige Aufgabe nicht sowohl die französische Eigenliebe und Eitelkeit, als das französische Gewissen getroffen und die Erinnerung an die besseren Tage wachgerufen hat, deren dieses Volk sich wohl rühmen darf. Jede Parallele zwischen den Zuständen diesseit und denen jenseit des Rheins färbt die Stirn des französischen Patrioten, der sein besseres Theil aus dem Sumpf der neuesten Aera gerettet hat, mit einer Schamröthe, die auf bloße Eitelkeit zurückzuführen wir nicht den Muth haben, und an dem Schmerz, mit dem ein namhafter übrigens anti-bismarckischer Publicist der französischen Hauptstadt dem Schreiber dieser Zeilen dazu Glück wünschte, heute kein Pariser, sondern ein Bewohner norddeutschen Bundeslandes zu sein, hat sicher ein größerer Theil der Nation Antheil, als man hüben annimmt und drüben eingesteht. Die Fesselung des Volkswillens durch eine Staatsform, die nur dem Namen nach vom Absolutismus verschieden ist, die Vergeudung des Staatsvermögens in nutzlosen Prachtbauten und kostspieligen Expeditionen, die Erstickung aller edleren Regungen des nationalen Geistes in dem Taumel entwürdigender Orgien, vor allem der Verfall der öffentlichen Sittlichkeit und die Zerrüttung des Familienlebens sind Schäden, die in den mittleren Schichten der Gesellschaft seit lange schmerzlich empfunden wurden: seit der Mantel der französischen Machtstellung von ihnen abgerissen ist, werden sie öffentlich eingestanden und die oberflächlichste Berührung mit pariser Bürgern von altem Schlage oder mit Leuten aus der Provinz reicht dazu hin, den Fremden, der durch die Straßen von Paris gegangen, mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß es so nicht mehr lange fortgehen kann, daß ein Umschwung der Verhältnisse unausbleiblich bevorsteht. Was irgend Empfindung

für die Würdelosigkeit der Gegenwart hat, steuert ins Lager der parlamentarischen Opposition unter die Fahnen der Führer der alt-liberalen Bourgeoisie, zum guten Theil allerdings weil andere Banner noch nicht aufgepflanzt sind. Dieser Unwille über die öffentlichen Zustände ist, wie wir gesehen haben, ebenso moralischer, wie politischer Natur, er erstreckt sich darum bis in Kreise, die sich sonst um Politik wenig oder gar nicht kümmern.

Wie sich am kaiserlichen Hof und in der imperialistischen Partei der politischen Körperschaften zwei Fractionen entgegenstehen, deren eine den Krieg als geeignetstes Mittel zur Rettung der gegenwärtigen Staatsform empfiehlt, während die Andere einen von liberalen Concessionen begleiteten Frieden anrät, so geschieht es auch im Heerlager der Opposition, nur zu durchaus anderen Zwecken und in entgegengesetztem Sinn. Daß in diesen Kreisen von Krieg und Kriegswünschen überhaupt die Rede sein könne, ist aber, wie uns scheint, der vollgiltigste Beweis für die Richtigkeit unseres Satzes, daß die Franzosen in der That nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen. Davon, daß Furcht vor Gefährdung der Grenzen des Reichs oder daß Sympathie für den deutschen Föderalismus unsere Nachbarn unter die Waffen riefen, davon kann im Ernst nicht die Rede sein; wo von Freunden oder Feinden des Gouvernements Krieg gewünscht wird, geschieht es ausschließlich aus Gründen der innern Politik. Der laute Beifall, der die Thiers'schen Kammerreden über die Verrückung des europäischen Gleichgewichts lohnte, galt nicht sowohl der diplomatischen Weisheit dieses Staatsmanns, dessen altbackene Anschauungen über auswärtige Politik wesentlich auf eine Verherrlichung des Programms hinausliefen, mit dem er es vor dreißig Jahren selbst versuchte — als den Stacheln, welche für die Herren Lavalette und de Moustier eingestreut waren.

Was hat nun der Zustand des französischen Volks- und Staatswesens von einem Kriege zu gewinnen?

Auf eine französische Niederlage und deren Rückwirkung auf den Volksgeist zu spekuliren, kommt sicher den wenigsten in den Sinn. Politiker, die die Niederlage ihrer nächsten Gegner selbst mit dem Preise nationaler Demüthigung zu erkaufen bereit sind, werden in Deutschland leider vielleicht in größerer Anzahl vorhanden sein als in Frankreich. Von einem Siege der französischen Waffen hat Frankreichs Freiheit aber sicher nichts zu gewinnen. Es bleibt mithin nur die Annahme übrig, die liberalen Kriegsfreunde jenseit des Rheins wollten um jeden Preis aus der Entwürdigung herauskommen, deren durch Verlust des äußern Ansehens bewirkte Erkenntniß sie zu Boden drückt, sie hofften durch Wiederherstellung der nationalen Selbstachtung den Grund zu einem gesunden bessern Volkszustande zu legen. Nun, der Weg, den sie zu diesem Ziele einschlagen wollen, ist sicher der kürzeste nicht. Aber es sprechen viele Gründe für die Annahme, daß Denen, welche auf eine Umgestaltung der französischen Zu-

stände hinarbeiten, an dem kürzesten Wege zu derselben wenig gelegen ist, weil sie sich die Fähigkeit, ihrerseits das Regiment zu übernehmen, wenigstens für den Augenblick nicht zuschreiben. So lange es sich um eine Kritik des bestehenden Systems und der Fehler und Mißgriffe desselben handelt, kann die Opposition der Bourgeoisie auf eine ziemlich allgemeine Unterstützung und auf einen noch allgemeineren Beifall rechnen; die Fähigkeit, selbst an die Spitze der Geschäfte zu treten, spricht sie sich weder selbst zu, noch wird sie ihr von anderen zugesprochen. Die Verantwortung für die Folgen eines Umsturzes der bestehenden Staatsgewalt wird schwerlich auch nur einer der Männer übernehmen wollen, die heute das Mögliche thun, um Ansehen und Einfluß derselben zu untergraben. Sieht man sich in den Kreisen derjenigen Franzosen um, die es mit ihrem Vaterlande und dessen politischer Zukunft ernst nehmen, so wird man bei aller Verstimmtheit über die Vorgänge in Deutschland nicht viele finden, die ernsthaft den Krieg wünschen; interpellirt man sie darüber, ob die selbständige Constituirung eines großen Volks wirklich seinen Nachbarn für einen Casus belli gelten könne, so wird man in den meisten Fällen ausweichende Antworten in der Form allgemeiner Sätze erhalten. Aber noch beschränkter als die Zahl der Kriegsfreunde ist der Kreis derer, welche sich von der Fortdauer des Friedens eine wirkliche Wiederherstellung und Begründung der Volksfreiheit versprechen.

Die Erinnerungen an das, was man seit den letzten fünf und zwanzig Jahren erlebt hat, sind noch zu frisch, als daß in dem Lager der Opposition irgend jemand da wäre, der sich über die Möglichkeit eines freien Staatswesens Illusionen machen könnte. Neue Talente von wirklicher Bedeutung hat die Bourgeoisie — und in dieser wurzelt die Opposition — keine aufzuweisen und das Gewicht der alten Namen, deren sie sich rühmen darf, ist nicht schwer genug, als daß sich auf diese eine Regierung gründen ließe. Es giebt kein System, dessen rettende Heilkraft sich auf einen starken Glauben stützen könnte: der Legitimus ist ausgelebt und vergessen, und wenn er von dem französischen Bürgerthum heute anders beurtheilt wird, wie vor vierzig Jahren, so hat er dennoch keine nennenswerthe Partei hinter sich, die Republik auf volksthümlicher Grundlage hat zu jenem Bunde des Absolutismus mit den unteren Classen geföhrt, unter dessen Joch heute die gebildete und anständige Gesellschaft schmachtet und darf der großen Masse der Bevölkerung nicht ein mal mit Namen genannt werden. — Es bleibt mithin nur die Möglichkeit des constitutionellen Bürgerthums übrig. Dieses zählt allerdings eine Anhängerschaft, die in täglichem Zunehmen begriffen ist und in deren Reihen man die Besten derer findet, die ein auf Sittlichkeit und Bildung gegründetes Staatsleben für die allein menschenwürdige Form politischer Existenz halten; in ihre Lager sammelt sich Alles, was noch Sinn für Zucht und Ehre übrig hat und den Traditionen jener häuß-

lichen und bürgerlichen Tugend und Tüchtigkeit treu geblieben ist, deren sich der französische Mittelstand einst mit Recht rühmen durfte und deren Vorbilder er in den Gliedern der Dynastie Louis Philipp's verehrte und zum guten Theil noch heute verehrt. Daß es mit dem Glauben an die Lebensfähigkeit eines auf diese Schicht der Gesellschaft gegründeten Systems aber immer noch sehr schwach bestellt ist, das hat seinen guten Grund. Ihr Sturz steht auf den letzten Blättern der französischen Volksgeschichte geschrieben, und die zwanzig Jahre, die seit demselben verstrichen sind, haben die öffentliche Sittlichkeit so tief herabgebracht, den Volksgeist so vollständig von Maß und Selbstbescheidung entwöhnt, daß eine auf Compromisse gegründete Regierungsform kaum irgendwo in Europa so geringe Chancen zu haben scheint, als in dem Frankreich des zweiten December. Zieht man in Erwägung, daß auch das letzte Mittel, um eine Nation zur Kundgebung ihres Willens und zur Besinnung auf sich selbst zu bestimmen, jenes Suffrage universel, welches den Radicalen alter Schule für das allein zulässige Fundament freiheitlicher Zustände galt, daß auch dieses verbraucht ist und daß die Freunde der Freiheit und eines auf die Principien des Rechts und der Moral gegründeten Staatswesens auf niemand weniger rechnen dürfen, als auf den gemeinen Mann, der längst gelernt hat, daß Brod und Spiele besser schmecken und ergötzlicher sind, als politische Versammlungen, — so wird man es durchaus erklärlich finden, wenn der Frage nach dem, was zunächst aus Frankreich werden soll, starres Schweigen begegnet, mag sie gerichtet sein an wen sie wolle. Jenen selbstvertrauenden Leichtsinne, mit welchem man früher händereibend zuschaute, wenn eine verhasste Regierung sich zu Grunde richtete, man findet ihn in dem heutigen Frankreich nicht mehr.

Diese Unsicherheit über die Zukunft ist es, die ein wirklich energisches Eintreten der Opposition gegen den Krieg und die Kriegsagitation hemmt und lähmt. Unter dem gegenwärtigen Regime in wahrhaft liberalem Sinne zu reformiren und das Volk um große erhabene Ziele zu versammeln, hält die Bourgeoise für unmöglich; mit dem Tage des Sturzes dieses Regimes steht sie sich aber am Ende ihrer eignen Weisheit; möge sie greifen, wozu sie wolle, jede Staatsform ist schon einmal dagewesen und hat sich abgenutzt und zwar bevor die Gesellschaft in den Zustand ihrer heutigen Zerrüttung gerathen war! Das Geschlecht, welches sie vorfindet, scheint zu nichts zu brauchen zu sein, die freiheitlichen Institutionen, welche demselben als Aequivalent für den vermißten Kriegsruhm geboten werden sollen, haben darum auch für diejenigen, welche sie für sich selbst wohl zu benutzen wüßten, wenig Reiz. Anders steht es mit dem Kriege; gerade daß die Chancen eines solchen sich minder genau berechnen lassen, als die des Friedens, hat für diejenigen, welche über den gegenwärtigen Volkszustand nur all' zu klar sind, etwas Verlockendes. Der Donner der Schlachten kann die gift-erfüllte Atmosphäre, welche über der Nation liegt, reinigen, unberechenbare

Wandelungen herbeiführen, bessere Elemente innerhalb des gegenwärtigen Systems zur Geltung bringen, die Bedrängniß des Vaterlandes kann die gesunden Kräfte die gegenwärtig schlummern, durch sein Drohen wachrufen — während die Fortdauer des augenblicklichen Zustandes bietet keinerlei Aussicht auf Impulse, die zum Umschwung des französischen Lebens führen können. Eine klare Vorstellung von den Vortheilen, welche ein Krieg der Volksgesundung bringen soll, findet sich freilich auch in diesen Schichten seiner Anhängerschaft nicht. Das Hauptargument ist die Ueberzeugung, daß der Frieden noch weniger zu diesem Ziele führen kann. Wäre die liberale Opposition des Volks und seiner Fähigkeit zu richtigem Gebrauch der Freiheit und zur Selbstregierung einigermaßen sicher, sie wollte gewiß von einem Kriege nichts wissen, — diejenigen Glieder, welche einen solchen dennoch wünschen, — und es sind ihrer wenige — werden zu diesem Wunsche von der Ueberzeugung gedrängt, daß unter den gegebenen Verhältnissen mit dem Volk nichts anzufangen sei, auch wenn ihm ein größeres Maß von Freiheit geboten werde.

Es wird übrig bleiben, nach Stimmung und Willen der zahlreichen Classe von Leuten zu fragen, welche außerhalb der Parteien und außerhalb aller Betheiligung an den Angelegenheiten des französischen Staats stehend die Dinge ausschließlich nach ihrer Einwirkung auf ihre persönlichen Interessen beurtheilt. Hier liegt die Sache ziemlich einfach. Direct gewünscht wird der Krieg von dem rohen, urtheilslosen Haufen, von den Leuten, die nichts oder wenig zu verlieren und — wie sie meinen — viel zu gewinnen haben, von den zahlreichen Berufssoldaten der Armee und dem jugendlichen Proletariat und Halbproletariat, an welchem die großen französischen Städte so reich sind. Diese bei gutem Muth und günstiger Stimmung für das Empire zu erhalten; ist das Hauptbestreben der Regierung, und fängt diese Krieg an, so geschieht es hauptsächlich diesen Leuten zu Liebe. Die Classe der besitzenden und producirenden Bürger ist an und für sich friedlich; wenn sie für den Krieg stimmt, so geschieht es nur, weil sie glaubt, es stehe ihr bloß die Wahl zwischen diesem und einem gewaltsamen, anarchischen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse offen. Die bessere Hälfte dieses Theiles der Gesellschaft wird mehr oder weniger mit der Opposition sympathisiren und die friedliche Schattirung derselben unterstützen.

Noch hat die Opposition, noch hat der bessere Theil des französischen Volks sein letztes Wort nicht gesprochen. Faßt dieser zu sich selbst Vertrauen, nimmt sein Einfluß auf die Massen zu, gewinnen die Versuche zu einer innern Regeneration der Nation an Intensität und Nachdruck, läßt sich hoffen, daß der Mittelstand die Macht wieder gewinnt, welche ihm die letzten Jahrzehnte aus den Händen genommen haben, wissen die Führer Frankreichs wieder, „was sie mit diesem Volk anfangen sollen“, das zu viel tüchtige Elemente enthält, um in dem Jammer seines gegenwärtigen Zustandes zu verharren und dessen sitt.

liche Auferstehung heute noch nicht möglich erscheint — dann wird, wie wir die Dinge ansehen, der Frieden aufrecht erhalten bleiben. Im entgegengesetzten Falle kann es den Franzosen nicht erspart bleiben, durch einen blutigen Bankerott der überkommenen Zustände hindurchzugehen, ehe sie an das andere Ufer, und die Segnungen eines auf sittlicher Grundlage ruhenden freien Staatswesens gelangen und durch die Waffen des von ihnen angegriffenen deutschen Volks darüber belehrt werden „was sie mit sich selbst anzufangen haben.“ Für Deutschland würde diese Eventualität die beschleunigte Erreichung des Ziels bedeuten, auf welches unsere Nation ein mal unaufhaltsam lossteuert.

Briefe vom Reichstag.

* * Berlin, 15. October.

III.

Gegen achtzig Männer nennt die Fraction der Nationalliberalen die Ihren. Von der ersten Bank des linken Centrum nach der Tiefe des Hauses gerechnet füllt ihre compacte Phalanx das ganze linke Centrum bis an das sächsische Idiom der Bundesstaatl.-Constitutionellen und der ungedeckten Augustenburgererlei der Schleswig-Holsteiner. Und da sich weiter vorn schon die zersträuten Häupter der freien Vereinigung zwischen die Nationalliberalen schieben, wie in einer ordentlichen Gebirgslandschaft die starren freien Gletscher in das wechselnde Grün, so haben sich dafür die Nationalliberalen auch auf dem rechten Centrum noch ungefähr zwanzig Sitze vorbehalten. Es ist ein wohlthuendes und für unsere parlamentarische Zukunft beruhigendes Gefühl, sich sagen zu können, daß hier ausnahmsweise die der Anzahl nach weitaus stärkste Partei nicht die Vertreterin behäbiger Mittelmäßigkeit ist, sondern eine sehr große Zahl bedeutender Talente, mächtiger Redner, staatsmännisch-klarblickender und durch jahrelangen parlamentarischen Kampf in allen Theilen Norddeutschlands geschulter Köpfe besitzt. — Gewiß haben Sie oft schon die alten guten Schlachtenbilder Merians in seinen Chroniken gesehen, wo die Mannen des Schwedenkrieges in viereckigen Haufen um ihr Fähnlein stehn und todesmuthig den kaiserlichen Kanonen ins Auge schauen, die der Griffel des Künstlers unperspectivisch vor ihrer Nase aufgefahren hat. Da stehen die